

Annette Schavan

Zur Situation von Ehe und Familie

Es scheint, als seien Ehe und Familie gleichermaßen selbstverständlich wie problematisch. Für ihre nahezu sprichwörtliche Stabilität lassen sich ebenso überzeugende Argumente anführen wie für wachsende Stabilitätsrisiken¹. Die Rede über den tiefgreifenden Wandel von Ehe und Familie gehört so sehr zu den Diagnosen der Moderne wie die Feststellung menschlicher Angewiesenheit auf die Kontinuität einer Ordnung persönlicher Beziehungen und Bindungen. Nicht zuletzt hat die Idealisierung von Ehe und Familie in den letzten 100 Jahren die damit verbundenen mehrfachen Problemlagen provokant sichtbar werden lassen. Und doch bleibt selbst da, wo die Analyse ehelicher und familialer Lebensformen in Auflösungsszenarien endet, ihre totale Infragestellung mangels Alternative aus.

Konsens im sozialwissenschaftlichen Diskurs

Angesichts dieses Befunds nehmen Überlegungen über Zukunftsperspektiven von Ehe und Familie in sozialwissenschaftlicher und gesellschaftspolitischer Hinsicht ihren Ausgang mehr und mehr in einer eher ratlosen Haltung angesichts mehrfacher Ambivalenz und auch Widersprüchlichkeit zwischen Ideen und Wünschen einerseits und tatsächlichen Lebenslagen anderseits.

Dabei besteht in der sozialwissenschaftlichen Diskussion über zweierlei Konsens: 1. An die Stelle eines nach wie vor im Bewußtsein vorhandenen Leitbilds von Ehe und Familie tritt in der faktischen Lebenswirklichkeit eine Pluralität familialer Lebensformen. 2. Junge Menschen haben nach wie vor den Wunsch nach tragfähigen, dauerhaften Bindungen. Gleiches gilt für den Kinderwunsch. Sie sehen aber Probleme, diese Wünsche zu verwirklichen und legen darüber hinaus Wert auf Entscheidungsfreiheit in familialen Belangen. Diese Entscheidungsfreiheit bezieht sich speziell auf die bewußte Koordination von Ansprüchen der Einzelbiographien von Mann und Frau mit den Erfordernissen partnerschaftlicher Bindung und familialen Lebens. Dies ist zu berücksichtigen, wenn familienbildende, familienpastorale wie familienpolitische Maßnahmen wirksam sein sollen.

Zugleich ergibt sich daraus ein anderer, für das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit durchaus komplizierter Zusammenhang: Im Bewußtsein der Be-

teiligten bleibt die Frage nach den von der Familie zu erbringenden Leistungen eine Angelegenheit der Familienmitglieder und ihrer Absprachen; das gilt für den Zeitpunkt der Familiengründung ebenso wie zum Beispiel für die Erziehungs- und Pflegeleistungen. Andererseits haben diese Leistungen Konsequenzen, auf die sich das öffentliche Interesse richtet, zumal dann, wenn davon Faktoren der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung, wie etwa der Generationenvertrag, tangiert werden.

Gesamtgesellschaftliche Bedingungen

Schließlich ist genau hier auch zu fragen, wodurch gesamtgesellschaftliche Bedingungen die Bereitschaft und Möglichkeit zu familialen Leistungen fördern oder behindern. Und dies in einem Kontext, in dem sich für die gegenwärtige Pluralisierung und auch Labilisierung familialer Lebensformen vor allem drei wichtige Ursachen erkennen lassen: eine allgemeine Liberalisierung im soziokulturellen Umfeld durch eine ausdifferenzierte, bisherige soziale Stützen überwindende Gesellschaft und die Erweiterung ökonomischer Optionen im Zug der Entwicklung einer hochtechnisierten Industriegesellschaft sowie damit verbundene Veränderungen im weiblichen Lebenszusammenhang. Damit werden unumkehrbare Entwicklungen benannt, so daß Franz Xaver Kaufmann zu Recht feststellt: „Die Zukunft der Familie wird sich daran entscheiden, inwieweit es gelingt, die kulturellen Motive und ökonomischen Bedingungen für eine verbreitete Stabilisierung dauerhafter Partnerschaftsbeziehungen auf der Basis einer Gleichberechtigung der Geschlechter zu schaffen und die Folgen der Übernahme von Elternverantwortung durch entsprechende arbeitsmarkt- und sozialpolitische Maßnahmen günstiger zu gestalten.“²

In jeder Diskussion ergeben sich bald Vereinfachungen, die die Versuchung kurzschlüssiger Konsequenzen in sich bergen. Solche Vereinfachungen resultieren vor allem aus der Vorstellung, Ehe und Familie seien im wesentlichen natürliche, unwandelbare Größen. Danach setzen sich damit verbundene Bedürfnisse und Bedingungen unter jedweden gesellschaftlichen Verhältnissen von selbst durch. Die historische Wandelbarkeit und kulturelle Prägung der konkreten Bindungsgestalten werden hierbei ebenso übersehen wie das komplizierter gewordene Verhältnis zwischen privaten und öffentlichen Interessen und damit verknüpften individuellen Ansprüchen und sozialen Erwartungen. Zusätzliche Belastung erfährt die Diskussion immer da, wo Wandel und kulturelle Prägung assoziiert werden mit moralischer Instabilität und dem Verzicht auf sittliche Ansprüche.

Die nachfolgenden Überlegungen dienen der Analyse von für die Sozialstruktur relevanten gesellschaftlichen Entwicklungen in diesem Jahrhundert und deren

Auswirkungen auf Einstellungs- und Handlungsentwürfe. Von daher soll auf neue Problemlagen aufmerksam gemacht und nach Perspektiven zu einer weiterentwickelten Ordnung der Sozialstruktur gefragt werden.

Gesellschaftliche Entwicklung

Was als „Leitbild von Ehe und Familie“ gilt, ist wesentlich geprägt von der grundlegenden Veränderung der Formen menschlicher Lebensbewältigung in der Neuzeit, einer schrittweisen Ausdifferenzierung der Industriegesellschaft und deren kultureller Muster sowie den damit verknüpften Kriterien der Rationalisierung und Disziplinierung mit dem Ziel gesteigerter Effizienz.

Die einschneidendste Veränderung für die familialen Lebensverhältnisse erfolgt durch eine zunehmende Trennung von Erwerbsarbeit und Haushalt mit der Auslagerung der Produktion aus dem privaten Haushalt und der Professionalisierung der heute sogenannten Dienstleistungen. Mit der sich entwickelnden Industriekultur tritt die Produktion als eigenständige Größe zwischen Bedürfnisse und Bedürfnisbefriedigung. „Wurde vorher wesentlich auf Abruf und Bestellung produziert, so jetzt auf ein offenes Feld sich immer neu auftuender Bedürfnischancen hin.“³ Damit verliert die Beziehungsgemeinschaft Ehe und Familie den Charakter der Produktionsgemeinschaft. „Ökonomisch organisierte Arbeitswelt und personale Beziehungswelt treten auseinander.“⁴ Erst seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts läßt sich die uns heute geläufige Homogenisierung der privaten Haushaltsstrukturen beobachten, die zu einer Reduktion des Familienhaushalts auf die Kernfamilie führt und in deren Folge Familien aller Schichten sich hinsichtlich der Kinderzahl einander annähern⁵. Es entwickelt sich ein Verständnis von Arbeit, das am Maßstab produktiver Effizienz orientiert ist und konsequent zu einer deutlichen Geringschätzung der Familienarbeit führt.

Näherhin bedeutet dies eine Trennung von Lebensbereichen mit je eigenen, einander auch widersprechenden Anforderungen, die sich zunehmend auseinanderentwickeln. Zugleich erfolgt im Zug dieser Ausdifferenzierung eine geschlechtsspezifische Zuweisung von Verantwortungsfeldern mit einer geschlechtstypischen Rollendifferenzierung. Nachdem die Pädagogen der Aufklärung den Wert einer festen Bezugsperson für das Kind festgestellt haben, wird dies gleichgesetzt mit der Mutter und ist der private, familiale Raum zur „natürlichen Domäne“ der Frau postuliert. Demgegenüber sind berufliches und öffentliches Leben in die Verantwortung des Mannes delegiert. Für die Folgezeit kann festgestellt werden, daß die Vorstellung darüber, ob die Frau auch am außerhäuslichen Erwerbsprozeß teilhaben soll, im wesentlichen abhängt von individuellen und allgemein gesellschaftlichen ökonomischen Bedingungen. Dies ist augenscheinlich nachweisbar an den Zeiten nach den beiden Weltkriegen, in denen

es aus gegebenem Anlaß selbstverständlich war, daß Frauen am Aufbau der Infrastruktur beteiligt sind.

Geburtsstunde der Frauenbewegungen

Es ist nicht verwunderlich, daß diese Entwicklung zur Geburtsstunde der Frauenbewegungen wird. Frauen ganz verschiedener Herkunft, politischer Couleur und Weltanschauung erkennen, daß diese Entwicklungen zu neuer Ungleichheit und Benachteiligung führen, zu einem schleichenden, nahezu programmierten Ausschluß aus dem öffentlichen Leben und damit auch zu ökonomischer Abhängigkeit und verweigertem Eigenstand. Dies bewahrheitet sich dann auch bis in die 80er Jahre hinein, zum Beispiel darin, daß jahrzehntelange Erziehungs- und Pflegeleistungen zu keinem eigenständigen Rentenanspruch führen. Alle Altersversorgung der Familienfrau ist bis dahin ausschließlich abgeleitet aus dem Rentenanspruch des erwerbstätigen Mannes.

An den Zielsetzungen der Frauenbewegungen läßt sich sehen, wie sich im Lauf dieses Jahrhunderts der Wandel im Bewußtsein nicht zuletzt miteinander verknüpfter und also auch abhängiger individueller Lebenslagen mit sozialstrukturellen Bedingungen vollzieht: Im Kontext der sogenannten ersten Frauenbewegungen bis hinein in die 60er Jahre wird wesentlich der weibliche Lebenszusammenhang und damit verbundene Ungleichheit und Benachteiligung thematisiert. Die Rolle des Mannes, der männliche Lebenszusammenhang, ist hier noch nicht wirklich ein Thema. Da wird zum einen der gleichberechtigte Zugang der Frauen zur Bildung als Schlüssel zur Emanzipation erkannt. Das ist wesentlich das Verdienst der sogenannten bürgerlichen Frauenbewegung. Zum anderen wird die Verbesserung der ungleichen Arbeitsbedingungen für Frauen eingeklagt. Das ist vor allem das Verdienst der Frauenbewegung im Rahmen der Arbeiterbewegung. Gleichermäßen fordern beide die Teilhabe von Frauen am öffentlichen wie beruflichen Leben, wenngleich mit verschiedenen Nuancen. Immer aber geht es primär noch darum, daß eine eher grundsätzliche Zuweisung von Verantwortungsbereichen stillschweigend akzeptiert wird, weil dies als eine wenn auch häufig unausgesprochene Voraussetzung für die Entwicklung der sich so ausdifferenzierenden Industriekultur gilt⁶.

Erst in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts entsteht die sogenannte zweite Frauenbewegung, die die Grundlage des Systems insgesamt in Frage stellt und damit eine wichtige Voraussetzung dafür liefert, viel von dem, was als Frauenfrage deklariert wird, zur Frage danach zu erklären, wie Menschen künftig miteinander leben wollen und wovon also Frauen, Männer und Kinder im Ansatz gleichermaßen betroffen sind, wenngleich – aus der je konkreten Lebenslage heraus – sich noch differente Ausgangspositionen ergeben.

Konsequenzen für das Zusammenleben in Ehe und Familie

Die veränderte Perspektive, wonach die Familie nicht mehr Produktionsgemeinschaft ist, hat deutliche Konsequenzen für das Familienleben und darin auch für die Rolle des Mannes. Der außer Haus tätige Vater ist über lange Zeitstrecken hinweg nicht mehr in die familiäre Kommunikation einbezogen. Die zunehmende Spezialisierung und Komplizierung erwerbstätiger Arbeit außer Haus schließt die übrigen Familienmitglieder mehr und mehr aus von der Kenntnis über das, was der Vater tut. Damit verfestigen sich zwangsläufig die Zuweisung spezieller Verantwortungsfelder und zugleich auch deren Entfremdung voneinander. Konsequenterweise wird der Gesamtbereich der Familienarbeit, der gesamte Tätigkeitsbereich der Versorgungs-, Pflege- und Erziehungsleistungen zu 80 Prozent von Frauen übernommen. Es entstehen nahezu eigene Welten von Mann und Frau.

Die beschriebene Entfremdung zwischen privatem, familialem Leben einerseits und öffentlichem, beruflichem Leben andererseits führt zu einer deutlichen Differenz zwischen den Erwartungen, die an den erwerbstätigen Menschen gestellt sind, und den Erfordernissen einer familialen Gemeinschaft, die von allen Mitgliedern der Familie gestaltet wird. Darauf kann nicht allein geantwortet werden mit dem Hinweis, kontinuierliche Arbeitszeitverkürzungen im Lauf dieses Jahrhunderts hätten doch sehr viel mehr verfügbare Zeit ermöglicht, die auch der personalen Beziehungsgemeinschaft von Ehe und Familie zugute komme. Vielmehr wirken sich sehr viel tiefer sitzende Erwartungshaltungen aus, die damit zusammenhängen, daß die sozialen und ökonomischen Wandlungen in den Lebensbedingungen der Menschen immer mehr funktionale Bezüge der Arbeitswelt in den Vordergrund schieben. Darin werden Mobilität und Flexibilität gefördert, die wiederum eine geringe Bindungsintensität erfordern. Demgegenüber ist in personalen Bezügen eine hohe Bindungsintensität wichtig. Die geringe Wertschätzung von Beziehungen im beruflichen und öffentlichen Leben bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die persönlichen Beziehungen und darauf, wie Menschen ihre Bindungsfähigkeit selbst einschätzen und tatsächlich ausbilden können⁷.

Das gegenwärtige Eheverständnis

Diese Problematik wird noch einmal verschärft dadurch, daß das gegenwärtige Eheverständnis geprägt ist von jener Leitidee, wonach die entscheidenden ehetragenden Gesetzmäßigkeiten umakzentuiert sind von der rechtlichen auf die moralische und von der institutionellen auf die personale Ebene. Das Leitbild von der partnerschaftlichen Ehe basiert auf dem Verhältnis gegenseitiger Anerkennung.

Die Partner sind prinzipiell – von äußeren sozialen Zwängen abgesehen – frei, zu entscheiden, was sie einander sein und bedeuten wollen. Das zuinnerst Strukturierende der Ehe ist ihre moralische Bindungskraft. Ein solches personal anspruchsvolles Leitbild aber setzt die lebenslange Investition beider Partner zu einer verantwortlich gestalteten, eben nicht natürlich und also gleichsam „automatisch funktionierenden“ tragfähigen Beziehung voraus.

Entsprechend der Grundspannung menschlicher Existenz zwischen dem Freiheitswillen einerseits und dem Bedürfnis nach Bindung anderseits werden mit der Zielformel von der partnerschaftlichen Ehe sehr verschiedene Erwartungen verbunden, deren Integration in das Ganze einer verantworteten dauerhaften Beziehung erhöhte Aufmerksamkeit erlangt: Das Verlangen nach Freiheit, Selbstverwirklichung und Offenheit gehört dazu ebenso wie das Streben nach Treue, Geborgenheit und Nähe. „Junge Menschen stellen hohe Anforderungen an die Qualität der Zweierbeziehung. Sie wollen anders leben, als es ihnen in ihrer engeren und weiteren Umwelt vorgelebt wurde. Sie möchten stärker miteinander als nebeneinander leben, sich wechselseitig bereichern, offen für andere bleiben, den anderen verstehen, schmerzvolle Erfahrungen vermeiden. Bedeutungsvoll scheinen ihnen intensive Gefühle der Zuneigung, Spontaneität, unbedingte Offenheit und partnerschaftliche Lebensführung ohne Besitz- und Herrschaftsanspruch.“⁸

Angesichts der hohen Ideale, die an ein partnerschaftliches Miteinander gestellt werden, ist in den Augen vieler junger Menschen der Anspruch, daß diese Beziehung dauerhaft zu leben sei, hoch und schwierig einzulösen. Ohne diesen Anspruch auf Dauerhaftigkeit aber verliert menschliche Liebe ihren Sinn. Menschlichem Wünschen wird nicht der Abbau der Ansprüche gerecht, sondern allein die Einsicht, an den individuellen wie strukturellen Bedingungen für besser gelingende Beziehungen zu arbeiten.

Gelebte Partnerschaft als dynamischer Prozeß

Zu den individuellen Bedingungen gehört zunächst die realistische Einschätzung gelebter Partnerschaft als eines dynamischen Prozesses, in dem auch Veränderung in der Kontinuität der Beziehungen möglich und konstruktiv erlebt werden kann. Zur Tätigkeit in der Ehevorbereitung und Eheberatung gehört die Erfahrung, daß gerade dies, die Veränderung, die ein Partner am anderen feststellt, zu erheblichen Beziehungsproblemen führen kann. In den Selbstaussagen Jugendlicher und junger Erwachsener ist der Gedanke, daß Menschen sich miteinander verändern können und dies eine gemeinsame Aufgabe in Partnerschaften ist, wenig thematisiert. Dementsprechend bleiben dann auch nicht selten Anstrengungen und Belastungen außer acht, die Partner zu einer solchen, eben auch

von starken persönlichen Veränderungen geprägten, dauerhaften Beziehung leisten müssen. Dazu gehört, zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Wunsch nach Treue, die Einsicht, daß es sinnvoll ist, auch dann noch um das Wohl des anderen besorgt zu sein, wenn Gefühle der Zuneigung nicht mehr bestehen. Dies aber ist vielen jungen Menschen nur schwer einsehbar, und es fehlen ihnen offenbar Vorbilder für ein Verhalten in Krisensituationen.

Heute gewünschte, ausgeprägte Ideale, die ein hohes Maß an personaler Integrität erfordern, lassen es als dringlich erscheinen, das erschütterte Vertrauen in die Institutionalisierung von Bindung nicht über moralische Appelle wiedergewinnen zu wollen, sondern dadurch, daß individuelle Fähigkeiten einerseits und unzulängliche Lebensbedingungen andererseits daraufhin geprüft werden, inwieweit sie Bindungsfähigkeit erschweren. Wenn im vorangegangenen festgestellt wurde, daß die moderne Arbeitswelt immer mehr den flexiblen, mobilen und möglichst unabhängigen Menschen voraussetzt, so fördert das noch einmal fehlende oder gestörte Bindungsfähigkeit. Es wirkt sich hier unmittelbar auf die Bereitschaft aus, eine institutionalisierte Bindung einzugehen. Die Fähigkeit und Bereitschaft dazu aber ist die Grundlage menschlicher Entwicklung und Veränderung, die gerade in der Bindung gemeinsam getragen und konstruktiv gestaltet wird. „Wenn die Abwehr gegenüber der Institution Ehe mehr und anderes ist als wortreiche Rechtfertigung zeitbedingter Angepaßtheit, eigener Bequemlichkeit oder egoistischer Glücksansprüche, wenn sie vielmehr das Ergebnis leidvoller Erfahrungen und Angst vor neuem Leid ist, dann müßte die Minderung dieses Leides, soweit es in den Möglichkeiten des Menschen steht, Priorität im öffentlichen und privaten Handeln haben.“⁹

Entdeckung der Eigenwirklichkeit des Kindes

Dynamik ist nicht allein in die Beziehung von Mann und Frau gekommen. Die Entdeckung der Eigenwirklichkeit des Kindes und der nachfolgende soziale Wandel der pädagogisch relevanten Lebensverhältnisse hat auch zu einer reflektierten Dynamik in der Eltern-Kind-Beziehung geführt. Dies steht in unlösbarem Zusammenhang „mit den neuzeitlichen Emanzipationsprozessen innerhalb der Geschlechterbeziehung und den daraus sich ergebenden Wandlungen der Familienstruktur“¹⁰. Junge Paare entschließen sich immer häufiger dann zur Ehe, wenn sie sich Kinder wünschen. Heutige Partnerschaften gelten als in hohem Maß kindzentriert. Die Intensität elterlicher Zuwendung zu Kindern ist gewachsen. Väter sind stärker am Erziehungsprozeß beteiligt, und die Umgangsformen der Eltern mit ihren Kindern sind Ausdruck geänderter Autoritätsverhältnisse.

Nicht zuletzt bedingt durch den kulturellen Wandel im gesellschaftlichen Umfeld und die damit verbundenen neuen Herausforderungen an jede Generation

herrschen argumentative Erziehungsformen vor, die in der Regel mit Erwartungshaltungen der Selbständigkeit, Selbstverantwortung und Rücksichtnahme korrespondieren. „Sie zielen auf die psychische Stärke und Entscheidungsfähigkeit der Kinder und nicht so sehr auf deren äußerliche Einordnung in autoritätsgestützte Verhältnisse.“¹¹ Insofern die Familien kleiner geworden, die Zahl der Kinder gesunken und die Bedeutung des einzelnen Kindes – auch im Hinblick auf die affektive Zuwendung der Eltern – gestiegen ist, wandelt sich das familiäre Binnenklima. Daraus ergibt sich zum einen die Gefahr einer emotionalen Überfrachtung, zum anderen auch eine größere Handlungsarmut, weil im perfekt ausgestatteten Haushalt Mithilfe geringer geworden ist und die Betreuung von Geschwistern zunehmend ausfällt. „Es können somit Lebenswelten entstehen, in denen Jugendliche über Jahre hinweg wenig Nützliches und sichtbar zu Bewunderndes herstellen können, sondern sich lediglich in schulischen Prüfungskontexten zu bewähren haben.“¹²

Hinzu kommt, daß Kinder überwiegend außerhalb der Lebensräume von Erwachsenen in spezifischen, auch organisierten Sonderwelten leben. Das gilt für ihr Spielen ebenso wie für Betreuung und Bildung. Kaufmann spricht in diesem Zusammenhang von einer „Einschränkung der für Kinder zugänglichen Lebensräume“¹³. Weil das Spiel am selbstgewählten Ort zu gefährlich ist, wird selbst das Abenteuer auf den „Abenteuerspielplatz“ plaziert und sind Phantasie und Kreativität unter pädagogisch mehr oder weniger origineller Führung auszubilden. Die vielfach beklagte Kinderferne unserer Gesellschaft hat ganz sicher darin einen wesentlichen Grund: Man will Kinder schützen vor einer für sie gefährvollen Welt und grenzt sie aus. Man meint es gut mit ihnen und provoziert zugleich, daß immer mehr Erwachsene fernab von Kindern keine Erfahrungen mehr machen im Umgang mit Kindern und deren Bedürfnissen. Die Wahrnehmung der Elternrolle wird dann nicht zuletzt erschwert dadurch, daß der elterliche Einfluß stark relativiert ist, wenn pädagogische Sonderwelten neben der Familie organisiert und ein Zusammenwirken von Elternhaus und familienbegleitenden Einrichtungen der Betreuung und Bildung ausbleibt. Schließlich produziert das schon in kindlichen Lebensverhältnissen einsetzende Auseinanderklaffen von Teilwelten Belastungen, die den heute vielfach beklagten Streß bei Kindern und Jugendlichen bedingen. In einer Welt so ausgeprägter Reizüberflutung, in der bereits Kinder die ganze Wucht heterogener Standpunkte und konkurrierender Erwartungen zu spüren bekommen, sind Hilfen der Verarbeitung zwingend. Wenn das gelingen soll, dann müssen Erwachsenenwelt und Kinderwelt sehr viel stärker aufeinander bezogen sein; dann sind zumindest aber das regelmäßige Zusammenwirken der verschiedenen Erzieher und die Öffnung der Teilwelten, zum Beispiel Familie und Schule bzw. Familie und Kindergarten, notwendig¹⁴.

ANMERKUNGEN

¹ Vgl. dazu die jüngste Studie v. F.-X. Kaufmann, *Die Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen* (München 1990).

² Ebd. 9f.

³ W. Korff, *Ehe und Familie in der modernen Industriegesellschaft. Ethisch-politische Implikationen*, in: *Familien verändern sich. Anfragen an Ethik und Politik* (Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Bd. 234.) 13–21, 13.

⁴ Ebd.

⁵ Nachweise bei F. Rotenbacher, *Haushalt, funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit. Evolutionärer Wandlungsprozeß*, in: *Zschr. f. Soziologie* 16 (1987) 450–466.

⁶ Vgl. u. a. R. Eckert, *Geschlechtsrollen im Wandel gesellschaftlicher Arbeitsteilung*, in: ders., *Geschlechtsrollen und Arbeitsteilung. Mann und Frau in soziologischer Sicht* (München 1979) 234–258.

⁷ Vgl. R. Süßmuth, *Wandlungen im Bindungsverhalten. Liebe und Treue in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*, in: dies., *Frauen – der Resignation keine Chance* (Düsseldorf 1985) 47–68.

⁸ Ebd. 57. ⁹ Ebd. 65.

¹⁰ W. Korff, a. a. O. 15.

¹¹ H. Fend, *Sozialgeschichte des Aufwachens* (Frankfurt 1988) 113f. ¹² Ebd. 128.

¹³ F.-X. Kaufmann, a. a. O. 106.

¹⁴ Mit neuen Problemlagen und den Perspektiven einer weiterentwickelten Sozialstruktur wird sich ein weiterer Beitrag befassen.